

Radio oder das verstümmelte Gespräch

Autor(en): **Wyrsch, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Radio oder das verstümmelte Gespräch

Von Jakob Wyrsch

Seit einigen Jahren hat sich eine ganz eigenartige neue Form von Abendgesellschaft ausgebildet. Da werden wie üblich zuerst die Mäntel und Hüte der Besucher im Flur zur Schau gehängt, dann deponiert der Gastgeber nach kurzer Begrüßung die Leiber seiner Gäste in die bereitstehenden Sophas und Klubsessel, während – (nachdem vorher wie bei einem Zahnarzt oder in einem Röntgenraum ein Instrumententisch herangeschoben worden ist) – die zugehörigen Psychen vermittelt der Ohren an die Radiohörer und damit an irgendeine ferne Großstadt festgebunden werden. Genauer gesagt: zuerst hören sie nur das Summen und Tosen des allgemeinen Weltalls, bevor irgendeine Radiosendestation darin als fester Punkt zur Niederlassung und zum Verweilen auftaucht.

Gerade dieses gehörweise Umhertaumeln in den Geräuschen des freien Weltraums gibt die Möglichkeit, das gesellschaftliche Gespräch zu eröffnen, indem vorwurfsvoll die Tatsache festgestellt wird: es gäbe heute wieder allerlei Störungen bei der Übertragung. Aber schon bald einmal erfolgt aus einer andern Ecke des Salons die Entgegnung: « Jetzt höre ich Zürich ». Nach zehn Minuten wird das Gespräch fortgesetzt: « Langweilig die ewige Musik. Eine andere Wellenlänge bitte ». Hierauf lässt sich dann wieder etwa folgendes sagen: « Schon wieder dieser blöde Engländer von Daventry », oder « Schade, dass man Wien gar nie bekommt », oder « Reichen Sie mir doch bitte das Programm », oder « Wenn nur bald der Wetterbericht käme, er ist doch das Interessanteste ». Wenn dann gegen Mitternacht die Gesellschaft aufbrechen will, so beschwört der Gastgeber: « Jetzt hören wir ja dann gleich Madrid ». Und wenn es gegen Morgen geht: « Und nun Amerika ». Es versteht sich, dass zwischen diesen Ereignissen mehrmals Tee oder Wein mit Zubehör gereicht wird, wie dies schon seit altem üblich ist, als Lohn für gesprächsförmige Bemühungen.

Man schelte nach einer solchen Abendgesellschaft nicht die Techniker und Erfinder, denn sie können nichts dafür. Auch dieses ihr Werk ist vom sittlichen und ästhetischen Standpunkt aus ebenso gleichgültig

und neutralen Wertes wie andere. Wer schelten will, mag seinen Zorn auf die Benützer und Genießer ausgießen. Und dann soll er sich noch fragen, ob der Zorn berechtigt ist. Sollte man nicht eher sagen: wie sehr ist das Radio zu preisen? Das Radio, das nun alle jene stockenden, armseligen Gespräche voll Halbheiten, und Gesellschaftslügen, Missverständnissen und Selbstverständlichkeiten, Gespräche über Wetter, Klatsch, Mode, Gespräche, gefühlsbar, unwert der Mühe der Sprechenden, Wortgeklingel, Füllsel für verlorene Zeit – das Radio, das nun alle diese Torheiten in Gesprächsform überflüssig macht, zerfasert und endgültig zerstört?

Aber wenn man nach diesem Lob die Frage von einer andern Seite betrachtet, muss man es vielleicht doch bedauern, dass wir nun eine Gelegenheit mehr haben, auch dieses letzte leichtgeschürzte, aber dennoch zusammenhängende Zwiegespräch, auch dieses letzte Wechselspiel von Rede und Antwort zu verlieren, und dass wir vielleicht bald nur mehr im Stile von Geschäftsbriefen dissoziiert aneinander vorbeistammeln oder einsam in einem Deutsch, das an wissenschaftlichen Abhandlungen geacht ist, monologisieren können.

Denn die Fähigkeit des Gesprächführens, eine Fähigkeit, die nicht angeboren, sondern mit Mühe erworben und durch Übung vervollkommen wird, ist schließlich nicht bloß eine Angelegenheit des Amusements und der Unterhaltung. Wir haben sie einst durch viele Misserfolge hindurch erlernen müssen und es ist keineswegs ein gleichgültiges Ereignis, wenn wir als Kinder zum erstenmal hörbar aus uns heraustreten, an einen Gespanen uns wenden und nun unsere Gefühle und Gedanken in Wechselrede tauschen. Zwei Erlebnisse trägt der kleine Sprecher hier als Gewinn davon: einmal die Erkenntnis, wie schwer es ist, das bloß Gefühlte und gefühlsmäßig Gedachte in feste pralle Rede umzuformen, wie schwer es ist, nicht nur den Mund, sondern auch die Seele zum Sprechen zu bringen, so schwer, dass viele Erwachsene überhaupt darauf verzichten und es bequemer finden, landläufige, herrenlose Gespräche, feststehende, allen Fällen gerechtwerdende Formeln zu adoptieren und damit zu glänzen, anstatt mit Eigenem sich abzuquälen.

Das zweite Erlebnis aber ist noch folgenschwerer und bestimmender: der kleine Sprecher macht hier willentlich einen Schritt über das Ich hinaus zum andern hin. Ein Stück einsames Selbst wird dabei preisgegeben, wird abgespalten und an das Andere, das außen liegt, angeglichen. Das einseitige Weltbild wird bereinigt. Es ist eine Entdeckungsreise ins Fremdseelische, Prüfung der eigenen Gefühle, Weg nicht nur

zur Welt-, sondern auch zur Selbstkenntnis, Anfang der menschlichen Gemeinschaft.

Man hat gut lachen, wenn man diesen Sätzen die Gespräche der Erwachsenen entgegenhält: Gespräche, die oft mehr sondern, als vereinen, oft mehr zum Verdecken als zum Offenbaren da sind, die über vielsagendes Schweigen mit nichtssagenden Worten hinübergeleiten sollen. Aber sie sind schließlich immer noch Verbindungen, Zusammenhänge zwischen Du und Ich, Ihr und Wir. Für den Kundigen sind sie immer noch Ausdruck von etwas rein Persönlichem, das sich im Tonfall, in der Wahl der Worte, in begleitenden Bewegungen gegen alle Absicht offenbart. Es ist immerhin noch eine Ausdrucksform und, nachdem wir Erwachsenen von Kindbeinen an die frühern Ausdrucksformen: die Gesten, die Blicke, die Berührungen leichthin vernachlässigt haben, scheint es nicht sehr ratsam, auch noch die letzte, das Zwiegespräch, zu vernachlässigen. Das wäre doch nur ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Atomisierung, ein um so schwererer Schritt, weil Radio zu gleicher Zeit die Spaltung nicht nur in die Gesellschaft, sondern auch in jeden einzelnen hineinträgt.

Wir sind ja nun allerdings schon viel zu zivilisierte, differenzierte Gebilde, um das Wagnis zu unternehmen, mit allen Sinnen zugleich zu erleben. Getast, Geschmack, Geruch dulden wir zwar noch an uns und zum Zeitvertreib besinnen wir uns gelegentlich sogar auf sie, aber eine Notwendigkeit für ihre Beibehaltung besteht für die wenigsten. Wir ziehen es vor, unangetastet durch die Welt zu gehen, geschmacklos uns zu ergötzen und unsere Verrichtungen geruchlos zu vollziehen. Aber Gesicht und Gehör waren bis jetzt doch bei keinem Erlebnis sauber auseinanderzuhalten. Selbst beim Anhören von reiner Musik und beim Anblick von bildender Kunst, wird Rücksicht auf den andern Sinn genommen: er muss nicht betteln gehen, sondern man sucht ihn mit irgendeinem gleichartigen passenden Eindruck einzufangen und Auge und Ohr so zusammenzuspannen. Man spielt also nicht im Kuhstall Symphonien und hängt Kunstwerke nicht auf die Bahnsteige, wo die beiden beanspruchten Sinne in zwangsläufiger Entzweiung auseinanderlaufen müssten, sondern man hat für diesen Zweck Kirchen und Säle und festliche Hallen erfunden.

Der Kino, diese hastige Unterhaltung einer freien Stunde zwischen Einkäufen und Rendez-vous, ist der erste erfolgreiche Versuch, sich nur an das Auge zu wenden, denn das unglückliche, ungehörige Geklimper, das in den Kinos getrieben wird, ist nur ein Versuch mehr, das verwaiste Ohr abzuspähen, indem es mit etwas nicht dazu Gehörigem

gefüllt wird. Zweigleisige seelische Akte sollen wir da vollbringen mit isolierten Sinnen: ein Weg zur Auflösung des einheitlichen Bewusstseins in nebeneinandergereihte, zusammenhanglose Eindrücke, die um so weniger nach Verarbeitung und Einordnung drängen, je mehr sie sich nur auf einen Sinn beziehen, ein Versuch, der zwar misslingen muss – denn ein Bewusstsein in zwei Geleisen nebeneinander ist Unsinn – aber der doch ein Chaos der Eindrücke zur Folge hat.

Nach dieser Erziehung zu künstlicher Taubheit kommt nun Radio und bringt seinen blinden Ohrenschaus. Wenn wir, die Hörer auf den Kopf gestülpt, im über alles einprägsamen Klubsessel, dem selbst bei guten Apparaten etwas blechernem Geräusch von Symphonien – die Unnatürlichkeit der Übertragung bleibt also nicht unbemerkt – abhören, was soll das Auge indessen tun? Es könnte sich ja schließen und einen Lustwandel der Phantasie antreten. Aber Phantasie ist eine seltene Eigenschaft in unsern Tagen, und überdies ist sie in der nächsten Nachbarschaft dieser vorzüglichen technischen Apparate nicht schon eine Blasphemie? Aber selbst wenn es gelingen sollte, das geistige Auge zu sättigen, während das leibliche mitsamt dem anhängenden Körper im Klubsessel liegen bleibt, da verkündigt vielleicht plötzlich die stolze Stimme des Gastgebers: «Hier Daventry» und der schönste Tipperary rauscht in die Symphonie hinein.

Als Ziel müsste uns eigentlich vorschweben, das Radio ins Kino einzuführen und jedem dortigen Beschauer den Hörer aufzudrücken und vermittelt der raffinierten Technik ließen sich da die eigenartigsten, herrlichsten Durcheinander-Erlebnisse bewirken, Erlebnisse, die einem Gang durch einen Bahnhof am Samstag abend oder durch eine Großstadt schlag zwölf Uhr in nichts nachstünden.

Heute aber sitzt der Radioliebhaber da, durch seine Antenne mit allen Kontinenten verbunden und in Wirklichkeit einsamer, als wenn er nicht über sein Dorf hinaus gekommen wäre. Radio ist ein rechtes Glück für die Leutescheuen: eine Vortäuschung von Geselligkeit, von Verbundenheit, eine Entschuldigung zur Absonderung, eine Absage an die Ganzheit des Erlebens, eine Abendunterhaltung für alte Junggesellen.

Es ist wirklich ein Vorrecht der technischen Errungenschaften, welche die Erdteile zu verbinden vorgeben – welche lockere Verbindung –, dass sie die nächsten Nachbarn trennen und vereinsiedlern. Das Auto fliegt über Berg und Tal teilnahmslos, nicht hiehergehörig, wie ein Meteor. Es trennt uns von den Nächsten und verbindet uns doch nicht mit den Fernern. Man telephonierte von Ohr zu Ohr und kann sich so viel besser

voneinander fern halten. Man sitzt zusammen und hört Paris und London und verzichtet darauf, einander zu hören.

Aber wiederum: die Technik kann nichts dafür. Sie ist sehr löblich, insofern sie «reine» Technik ist. Wir sind es, die sie immer wieder verunreinigen und in den Geruch der Zauberei bringen wollen und ihr immer irgendwelche abgründigen Zwecke und Wirkungen unterschieben – selbstverständlich abzüglich des Zweckes des erleichterten Gelderwerbs, welchen Zweck wir ja in unserer Zeit niemals in ein schiefes Licht zu setzen wagen würden –. Da soll das Auto Länder und Völker «verbinden», der Kino soll «Kunst» vermitteln und das Radio soll darum gebaut worden sein, damit wir uns von schlechter Musik, die wir im Café nebenan hören könnten, nun von Berlin aus «erschüttern» lassen und damit wir das, was wir in der Schule zu lernen nicht nötig fanden, uns nun ohne Gelegenheit zu Widerspruch nachträglich einreden lassen. Wer kann es deshalb einer großen Schweizer Zeitung verübeln, wenn sie einer Beilage, genannt *Der Technik Wunderborn* und damit einem perversen Begriffskonkubinats in ihren Spalten Unterschlupf gewährt? Wir wollen es ja so, sonst würden wir uns begnügen, im Auto die schleunige Bewegung, im Kino den Zerfall unseres augengerechten Weltbildes zu erleben und im Radio das Herumhorchen auf dem Kontinent vermittelt anregender Handgriffe und Schaltungen zu präbeln und im übrigen uns ans rein Technische zu halten. Ein Orchester auf der andern Seite der Atlantis ist ganz überflüssig, ein Schwindsüchtiger, der dort auftragsgemäß in den Schalltrichter hustete und dabei einen kleinen Nebenverdienst fände, würde durchaus genügen.

Aber wir wollen nicht an uns die menschenunmögliche Forderung stellen, zwischen Magie und Technik klipp und klar zu wählen und auf das eine dann zu verzichten. Aber müssen wir tatsächlich beides vermengen? Hinter der Technik «Wunder» suchen?, als schämten wir uns des rein Technischen. Muss das Radio ein Mittel zur Allerweltpädagogik und zu einem Musikverschleiß zu Schleuderpreisen sein? Warum verlangen wir hier seelische Erschütterungen und Läuterungen oder wenigstens Sentimentalität und Zauberei, anstatt uns durch die Spielerei des Herumschraubens am Apparat zu ergötzen? Wenn wir uns wirklich damit begnügten, dann bestünde ja auch keine Notwendigkeit, die Gespräche zu verstümmeln und die Sinne zu isolieren.